Philosophie der Tierforschung

Kristian Köchy / Matthias Wunsch / Martin Böhnert (Hg.)

2 Maximen und Konsequenzen

VERLAG KARL ALBER

PHILOSOPHIE DER TIERFORSCHUNG

Die Tierphilosophie ist eines der lebendigsten Felder der Gegenwartsphilosophie. In ihrem Mittelpunkt standen bislang Fragen nach dem Geist der Tiere, der Tier-Mensch-Unterschied oder Probleme der Tierethik. Die auf drei Bände angelegte »Philosophie der Tierforschung« wirft einen neuen Blick auf dieses Gebiet mit dem Ziel einer strukturierten Untersuchung der Tier-Mensch-Verhältnisse in den methodischen Zugängen der Tierforschung.

Während der erste Band, dem Gedanken der Forschungsumwelten folgend, unter dem Schlüsselkonzept der *methodologischen Signatur* von Forschungsprogrammen die historische und systematische Aufarbeitung der Tierforschung zum Ziel hatte, widmet sich dieser zweite Band den »Maximen und Konsequenzen« der Tierforschung. Damit öffnet sich das zu untersuchende Feld in Richtung auf kulturelle und ethische Aspekte, auf gesellschaftliche und politische Horizonte der Forschung. Hatte der erste Band deutlich gemacht, dass Tiere in den betreffenden Forschungsumwelten nicht nur die Rolle passiver Objekte spielen, sondern auch subjektive und aktive Qualitäten erlangen, und sei es in Form der Widerständigkeit, so erweisen sich die Forschungsumwelten samt der in ihnen stattfindenden Interaktionen zwischen forschenden Menschen und erforschten Tieren damit unter ethischen und kulturellen Vorzeichen als Machtsysteme, deren Mechanismen der Anerkennung und Unterdrückung philosophisch zu thematisieren sind.

Die Herausgeber:

Martin Böhnert ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachgebiet Theoretische Philosophie der Universität Kassel; Kristian Köchy ist Leiter dieses Fachgebiets; Matthias Wunsch führt dort angegliedert sein eigenes DFG-Projekt »Personale Lebensform und objektiver Geist« durch. Alle drei Herausgeber sind Mitglieder des vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst geförderten interdisziplinären LOEWE Schwerpunkts »Tier – Mensch – Gesellschaft« an der Universität Kassel.

Kristian Köchy / Matthias Wunsch / Martin Böhnert (Hg.)

Philosophie der Tierforschung
Band 2

Der Band ist im Zusammenhang mit den Forschungen des LOEWE-Schwerpunkts »Tier – Mensch – Gesellschaft: Ansätze einer interdisziplinären Tierforschung« an der Universität Kassel entstanden. Die Drucklegung wurde durch Mittel der Landes-Offensive zur Entwicklung Wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz (LOEWE) des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst sowie der Universität Kassel unterstützt.

UNIKASSEL
VERSITÄT

LOEWE

Exzellente Forschung für
Hessens Zukunft

Kristian Köchy / Matthias Wunsch /
Martin Böhnert (Hg.)

Philosophie der Tierforschung
Band 2:

Maximen und Konsequenzen

Verlag Karl Alber Freiburg / München

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2016
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Einbandgestaltung: Martin Böhnert
Satz: Frank Hermenau, Kassel
Herstellung: CPI books Gmbh, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-495-48742-6
E-ISBN: 978-3-495-81132-0

Inhalt

Kristian Köchy, Matthias Wunsch, Martin Böhnert
Einleitung: Philosophie der Tierforschung. Kulturelle und ethische Dimensionen methodischer Tier-Mensch-Interaktionen. 9

Herwig Grimm und Andreas Aigner
Der moralische Individualismus in der Tierethik. Maxime, Konsequenzen und Kritik 25

Arianna Ferrari
Zur Ethik der methodischen Untersuchung von Tieren 65

Ute Knierim
Methoden und Konzepte der angewandten Ethologie und Tierwohlforschung 87

Peter Kunzmann
Die Rede von den Bedürfnissen von Tieren. Ihre tierethische Relevanz und ihre Bedeutung für den Tierschutz 103

Dirk Westerkamp
Animalia symbolica? Sprachphilosophische, ethologische und kulturtheoretische Argumente 119

Markus Wild
Philosophische Implikationen der Kognitiven Ethologie 163

Hans Werner Ingensiep
Der kultivierte Affe als „Person"? Philosophische und wissenschaftshistorische Streifzüge zum Great Ape Projekt . . . 195

Volker Sommer
Menschenaffen als Personen? Das Great Ape Project
im Für und Wider 221

Autorinnen und Autoren 253

Kristian Köchy, Matthias Wunsch, Martin Böhnert

Einleitung: Philosophie der Tierforschung

Kulturelle und ethische Dimensionen methodischer Tier-Mensch-Interaktionen

In den letzten Jahren hat die philosophische Auseinandersetzung mit Tieren – das, was inzwischen unter dem Namen „Tierphilosophie"[1] rangiert – wachsende Aufmerksamkeit erfahren. Neben dem Problem des Tier-Mensch-Unterschiedes stehen dabei unter theoretischen Vorzeichen die Frage nach dem Geist der Tiere und unter praktischen Vorzeichen die Themenfelder der Tierethik im Fokus.[2] Unter Beteiligung der Philosophie hat parallel dazu eine rege Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt eingesetzt, die unter dem Titel „Human-Animal Studies" ein interdisziplinäres Profil gewonnen hat. Das Forschungsinteresse richtet sich hier auf die historische, kulturelle und soziale Bedeutung von Tieren sowie auf die gesellschaftliche Dimension von Mensch-Tier-Verhältnissen.[3] Mit dem auf drei Bände angelegten Projekt

1 M. Wild, *Tierphilosophie zur Einführung*, 3. korrigierte Aufl., Hamburg 2013.

2 Einen Überblick über die Debatten bieten: D. Perler, M. Wild (Hrsg.), *Der Geist der Tiere. Philosophische Texte zu einer aktuellen Diskussion*, Frankfurt a. M. 2005; S. Hurley, M. Nudds (Hrsg.), *Rational Animals?*, Oxford 2006; H. W. Ingensiep, H. Baranzke, *Das Tier*, Stuttgart 2008; U. Wolf (Hrsg.), *Texte zur Tierethik*, Stuttgart 2008; R. W. Lurz (Hrsg.), *The Philosophy of Animal Minds*, Cambridge 2009; H. Grimm, C. Otterstedt (Hrsg.), *Das Tier an sich. Disziplinenübergreifende Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz*, Göttingen 2012; K. P. Liessmann (Hrsg.), *Tiere. Der Mensch und seine Natur*, Wien 2013; K.-P. Rippe, U. Thurnherr (Hrsg.), *Tierisch menschlich: Beiträge zur Tierphilosophie und Tierethik*, Erlangen 2013; F. Schmitz (Hrsg.), *Tierethik. Grundlagentexte*, Berlin 2014.

3 Vgl. die Bibliographie auf (http://www.animalstudies.msu.edu/bibliography.php), zuletzt abgerufen am 08.01.2016; ebenso das Archiv auf (http://www.animalsandsociety.org/human-animal-studies/society-and-animals-journal/society-animals-archive/), zuletzt abgerufen am 08.01.2016; vgl. auch J. A. Serpell, *In the Company of Animals. A Study of Human-Animal Relationships* (1986), New York 2008; C. P. Flynn (Hrsg.), *Social Creatures. A Human and Animal Studies Reader*, New York 2008; M. DeMello (Hrsg.), *Teaching the Animal. Human-animal Studies across the Disciplines*, New York 2010; Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (Hrsg.), *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*, Bielefeld 2011;

einer „Philosophie der Tierforschung" werden die bislang geführten Diskurse durch eine stärkere Berücksichtigung des gesamten Kontextes der naturwissenschaftlichen Tierforschung ergänzt. Zu diesem Kontext gehören die Handlungslogiken, die Denkstile und die Sprachspiele der Forschungskollektive, ebenso die philosophischen bzw. ethischen Hintergrundannahmen und Implikationen, maßgeblich aber auch die jeweils ausgewählten Modelltiere. Im Einzelnen geht es in dem Projekt, dessen zweiter Band hier vorliegt, um Methoden und Theorieprogramme der Tierforschung (Bd. 1), um deren praktische Maximen und kulturelle Konsequenzen (Bd. 2) sowie um die Milieus der Tierforschung und die Rollen der Tiere und Forschenden in ihnen (Bd. 3).

In diesem zweiten Band werden also einerseits ethische, gesellschaftliche und politische Horizonte und Implikationen der Tierforschung diskutiert und andererseits aktuelle Ansätze und Fragestellungen der Tierforschung philosophisch reflektiert und eingeordnet. Während der erste Band sich auf die historischen und systematischen Bedingungen der wissenschaftlichen Tierforschung konzentrierte und so die Tier-Mensch-Beziehung unter den speziellen Vorgaben des methodischen Zugriffs wissenschaftlicher Erforschung tierlicher Vermögen erfasste, wendet sich der zweite Band den praktischen Relationen und ethischen Fragen der Tierforschung zu. Diese Einleitung soll klären, welche konzeptionellen Überlegungen diesem Übergang zugrunde liegen.

Im ersten Band wurde die Tierforschung, wie dort bereits in den einleitenden Überlegungen ausgeführt und im Konzept des Bandes umgesetzt, unter dem Leitgedanken der Umwelt oder des Milieus und mit dem Schlüsselkonzept der *methodologischen Signatur von Forschungsprogrammen* betrachtet. Die methodologische Signatur eines Ansatzes der Tierforschung umfasst eine Reihe von Kenngrößen, die ihn identifizieren und mit anderen Ansätzen vergleichbar machen. In diese Reihe gehören die bevorzugten Referenztiere, deren primär untersuchte Leistungen, kategoriale Vorentscheidungen, die verwendeten Forschungsmethoden, die gewählten For-

C. Freeman, E. Leane, Y. Watt, *Considering Animals. Contemporary Studies in Human-Animal Relations*, Farnham 2011; *L. Birke, J. Hockenhull (*Hrsg.*), Crossing Boundaries: Investigating Human-Animal Relationships*, Boston, Leiden 2012; N. Taylor, *Humans, Animals, and Society. An Introduction to Human-Animal Studies*, New York 2013; A. Ferrari, K. Petrus (Hrsg.), *Lexikon der Mensch-Tier-Beziehungen*, Bielefeld 2015; R. Borgards (Hrsg.), *Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch*, Stuttgart, Weimar 2015.

schungsorte, das zugrunde liegende Wissenschaftsideal, die Positionierung zu anderen Forschungsansätzen und die philosophischen Hintergrundannahmen und Implikationen.

In der Umsetzung dieser Idee wurde in den Beiträgen des ersten Bandes deutlich, dass Tiere selbst in diesem methodisch strengen Rahmen der Wissenschaft keinesfalls nur den Status von passiven Objekten (Forschungsgegenständen) haben. Immer wieder – und je ‚mentaler' die methodisch untersuchten Vermögen sind, desto gravierender – erweisen sich die Tiere selbst unter den restriktiven Bedingungen wissenschaftlicher Erforschung als aktive Glieder der Relation – eben als Lebewesen. Sie werden quasi zu Teilnehmern des Forschungsprozesses. Dieses bestätigt sich noch bei Berücksichtigung der rigiden Vorgaben der Laborforschung. Hier haben Tiere den Status von Modellorganismen.[4] Fragt man jedoch danach, was die Existenz als Modellorganismus befördert, dann stößt man nicht nur auf Handlungsziele der Forschenden, sondern eben auch auf Merkmale, Fähigkeiten oder Ansprüche der untersuchten Tiere. Um als Modellorganismen für ein Leben im Labor tauglich zu sein, müssen Lebewesen zunächst Eigenschaften besitzen, die ihnen ein solches Leben überhaupt erst ermöglichen. Zu den generell förderlichen Eigenschaften, wie geringe Nahrungsansprüche, große ökologische Toleranz oder hohe Fortpflanzungsrate, kommen konkrete Erfordernisse hinzu, die sich aus bestimmten Forschungsfragen und dem Einsatz bestimmter Experimentalsysteme ergeben. Der Erfolg der Forschungshandlung ist abhängig davon, dass der Untersuchungsgegenstand ‚Tier' die betreffenden Eigenschaften mitbringt und aufrechterhält.

Betrachtet man die Eigenschaften genauer, dann sind selbst Laborlebewesen keine passiven Glieder der Forschungsrelation. Vielmehr zeigen auch sie in Laborversuchen ihre Fähigkeiten, führen Aktionen aus, unterlassen oder verweigern andere. Bruno Latour fasst all das unter dem Begriff „Performanz".[5] Eine Dimension der *aktiven* Qualität solcher „Performanzen" belegt Robert E. Kohlers

4 Vgl. dazu schon den Themenschwerpunkt „The Right Organism for the Job", hrsg. von M. Lederman, R. M. Burian, in: *Journal of the History of Biology*, 26(2)/1993, S. 233-368.

5 B. Latour, *Die Hoffnung der Pandora* (1999), Frankfurt a. M. 2002, S. 144. Im Glossar des Buches wird ‚Aktionsname' (*name of action*) wie folgt bestimmt: „Ein Ausdruck, der verwendet wird, um jene merkwürdigen Situationen zu beschreiben – wie beispielsweise Experimente –, in denen ein Akteur aus Versuchen hervorgeht. Der Akteur hat noch kein Wesen. Er definiert sich nur durch

Studie zum Laborleben von *Drosophila*.[6] Nach dessen Überlegungen bildet das Labor eine eigene Umwelt, in der die Interaktionen zwischen Beobachtenden (Menschen) und Beobachtungsobjekten (Tiere) den Charakter einer *Symbiose* annehmen können. „Symbiose" meint hier, dass nicht nur die Lebewesen zu Forschungszwecken manipuliert und konstruiert werden, sondern umgekehrt die speziellen Erfordernisse von Laborорganismen ein je spezifisches Arsenal an Methoden und Verfahren der beobachtenden Menschen erzeugen. Aus dem Wechsel des Laborорganismus resultiert dann eine deutlich gewandelte Forschungsumwelt für die Forschenden.

Konkreter und der eigentlichen Vorstellung von aktiven Qualitäten (Spontaneität) entsprechender werden diese Vorgaben, wenn im Rahmen bestimmter komplexer Forschungsfragen Tiere für die Durchführung von Experimenten eigens trainiert werden müssen, wenn der Versuchsaufbau den Tieren die Entscheidung über Teilnahme oder Nichtteilnahme am Experiment überlässt oder wenn die erfolgreiche Umsetzung des Versuches selbst von der Motivation der Tiere abhängt.[7] Dass dieses im weiten Feld der kognitiven Ethologie umfassend der Fall ist, bringt bereits das satirisch gemeinte, früh formulierte *Harvard Law of Animal Behaviour* zum Ausdruck, wonach Versuchstiere unter genau kontrollierten Bedingungen („verdammt noch mal") genau das tun, was sie wollen.

Biologische Tierforschung erweist sich vor dem Hintergrund der Überlegungen zu den methodologischen Signaturen von Forschungsprogrammen – so zeigt es auch Band 1 – zudem als Praxis forschender Menschen. Als solche erfolgt sie stets in enger Wechselwirkung mit bestimmten Forschungsumwelten, zu denen als wesentliche Glieder die Tiere gehören. Die idealen Wissenschaftskonzepten zugrunde liegende Annahme von distanzierten, weltexternen und letztlich körperlosen Beobachtenden trifft also nicht zu und ist abzulösen durch das Konzept von involvierten, leiblichen „Mitspielern" in Umwelten. Die Ersetzung der klassischen Zuschauertheorie der Erkenntnis durch eine Mitspielertheorie[8] bedeutet im Fall der

eine Liste von Wirkungen – bzw. Performanzen – in einem Laboratorium." (ebd., S. 372)

6 R. E. Kohler, „Drosophila. A Life in the Laboratory", in: *Journal of the History of Biology*, 26(2)/1993, S. 281-310, hier S. 287.

7 Vgl. zu den hier notwendigen komplexen Versuchsaufbauten exemplarisch J. Fischer, „Metakognition bei Tieren", in: J.-C. Heilinger (Hrsg.), *Naturgeschichte der Freiheit*, Berlin, New York 2007, S. 95-116.

8 Vgl. etwa J. Dewey, *Erfahrung und Natur*, Frankfurt a. M. 1995, S. 325 f.

Tierforschung als einer spezifischen Tier-Mensch-Relation jedoch nicht nur eine neue Auszeichnung der beobachtenden Menschen. Sie betrifft auch die Tiere als beobachtete und erforschte Glieder der Relation. Im Kontext einer solchen Mitspielertheorie wird deshalb für die Philosophie der Tierforschung nicht nur die körperleibliche Konstitution der beobachtenden Menschen bedeutsam, sondern ebenso die Frage nach der möglichen körperleiblichen Konstitution der Tiere. Karin Knorr Cetina hat in ihren Studien zu molekularbiologischen Laboratorien hinsichtlich der beobachtenden Menschen auf die Bedeutung der Erfahrungsschemata des Leibes hingewiesen.[9] Für die beobachteten Tiere jedoch muss philosophisch mehr investiert werden, weil hier die leiblichen Aspekte weniger selbstverständlich sind. Zudem werden diese Aspekte wohl nicht alle biologischen Phänomendimensionen und alle Lebewesen in gleichem Ausmaß betreffen. In bestimmten Hinsichten jedoch werden Überlegungen bedeutsam, die eine grundsätzliche Doppelaspektivität lebendiger Systeme berücksichtigen, wie sie schon Helmuth Plessner in seinen *Stufen des Organischen* herausgestellt hat.[10]

Vielfach jedoch gilt die Berücksichtigung genuin leiblicher Qualitäten durch die Naturwissenschaften – so zeigen es auch die in Band 1 untersuchten Forschungsprogramme der Tierforschung – als nicht umsetzbare Forderung.[11] Dieses hat seinen sachlichen Grund in der Identifikation des Standpunkts naturwissenschaftlicher Beobachtung mit der Einnahme einer Außenperspektive. Die Beobachtenden können demnach nur die „äußeren" Ereignisse in Raum und Zeit erfassen (das als Bewegung konzipierte Verhalten eines Lebewesens) nicht aber „innere" Ereignisse (die Gefühlslagen oder Erlebnisse eines Lebewesens). Mit dem Aufkommen und der Etablierung einer sich explizit als *kognitive* Ethologie verstehenden Verhaltensforschung ist in jüngerer Zeit wieder Bewegung in diese Frage gekommen. Hinweise auf die Notwendigkeit genereller Modifikationen der Konzepte von Beobachtenden (Menschen)

9 K. Knorr-Cetina, *Wissenskulturen. Eine Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*, Frankfurt a. M. 2002, S. 138 ff.

10 H. Plessner, *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie* (1928), in: H. Plessner, *Gesammelte Schriften*, hrsg. von G. Dux et al., Bd. 4, Frankfurt a. M. 1980, S. 138 ff.

11 W. Kutschmann, *Der Naturwissenschaftler und sein Körper*, Frankfurt a. M. 1986. Zu diesem Problem mit Blick auf die Lebenswissenschaften siehe auch T. Fuchs, *Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption*, 2. aktualisierte Aufl., Stuttgart 2009, S. 93 ff.

und Beobachtetem (Tiere) liefert aber schon die über die gesamte Geschichte der Psychologie kontrovers diskutierte Rolle psychologischer Experimente. Bereits klassische psychologische Ansätze unterscheiden sich vom naturwissenschaftlichen Experiment in gewichtigen Punkten: In vielen Fällen wird die Selbstbeobachtung (Introspektion) zum Element des methodischen Ansatzes. Zudem wird ein je individuelles Phänomen (das individuelle Bewusstsein) zum Gegenstand der Untersuchung. Und schließlich entsteht zwischen Beobachtenden und Beobachtungsgegenstand eine neue Relation jenseits der Distanz: die Relation der *Selbstbeziehung*; das menschliche Bewusstsein untersucht sich mit den Mitteln experimenteller Forschung quasi selbst. In Beobachtungssituationen der Tierforschung liegen nach den Überlegungen von Band 1 *mutatis mutandis* analoge Bedingungen vor. So stehen zwar tierliches Verhalten und tierliches Bewusstsein als Bewusstsein und Verhalten anderer Art[12] für die Seite der Differenz, die Untersuchung selbst erfolgt jedoch unter der Vorgabe grundsätzlicher Indifferenz wie es sowohl der Gedanke des evolutionären Kontinuums als auch die philosophische Position des Animalismus[13] betonen – es geht also um das Tier als Selbst/Anderer.[14]

Betrachtet man diese Bedingungen genauer, dann zeigt sich die „Doppelaspektivität" für die Seite des Beobachteten darin, dass im experimentellen Versuch und in der Beobachtung der Tierforschung *nicht* ein passiv allen Manipulationen ausgesetztes Untersuchungs*objekt* vorliegt, sondern vielmehr im Sinne von Uexküll und Maturana ein aktives Subjekt. In vielen Forschungsvollzügen der Tierforschung erweisen sich die vermeintlichen Beobachtungs*gegenstände* als aktive (in manchen Fällen gar intentionale) Einheiten. In diesen Experimenten ist der Experimentator nicht der alleinige Akteur; ihm gegenüber nur passives Material. Diese Technik ist vielmehr – so hatte es Hans Jonas als Grundcharakteristikum

12 Vgl. C. Allen, M. Bekoff, *Species of Mind. The Philosophy and Biolgy of Cognitive Ethology*, Cambridge (Mass.) 1997.

13 Vgl. M. Wild, „Der Mensch und die anderen Tiere. Für eine zoologische Wende in der philosophischen Anthropologie", in: K. P. Liessmann (Hrsg.), *Tiere. Der Mensch und seine Natur*, Wien 2013, S. 48-67.

14 Die ethische Seite dieser Tatsache betont L. Gruen, „Sich Tieren zuwenden. Empathischer Umgang mit der mehr als menschlichen Welt", in: F. Schmitz (Hrsg.), *Tierethik*, Berlin 2014, S. 390-404, hier S. 404; zum Hintergrund vgl. auch P. Ricœur, *Das Selbst als ein Anderer* (1990), München 2005.

aller biologischen Technik behauptet[15] – auf Kollaboration mit einem selbsttätigen, aktiven biologischen System, einem tierlichen Subjekt angewiesen. Schränkt man diese Eigenaktivität der Lebewesen aus Gründen der Quantifizierbarkeit oder Objektivierbarkeit im methodischen Vorgehen der Tierforschung ein, dann können Defizite und Artefakte entstehen, die wissenschaftlich unbrauchbare Resultate erzeugen. Bei komplexeren Verhaltensleistungen von Tieren wie Sprachhandlungen – etwa bei der Untersuchung der Kommunikation von Menschenaffen – werden zudem sukzessive die methodologischen Bedingungen der naturwissenschaftlichen Beobachtung durch diejenigen der kulturwissenschaftlichen Beobachtung abgelöst, wie John Duprés Rekonstruktion der Debatte um die Affensprache zeigt.[16] Statt distanzierte, neutrale und affektionslose Beobachtende vorauszusetzen, erfordert die methodische Untersuchung des Phänomens „Kommunikation" und das Verständnis der hier stattfindenden Interaktionen *als* Akte der Kommunikation eine bezugnehmende Haltung der Forschenden. Ohne deren emotionales Engagement werden nicht nur *wirkliche* Kommunikationsakte nicht verständlich, sondern selbst die *Bedingungen der Möglichkeit* zur Entwicklung von Kommunikation sind nicht gegeben. Das Verhalten der Tiere stellt in diesem Forschungskontext den Einsatz von kommunikativen Mitteln dar und bringt deren Intentionalität zum Ausdruck. Das entscheidende Glied des Erkenntnisprozesses der Forschenden ist damit der Rückschluss von Verhaltensäußerungen auf das in ihnen zum Ausdruck kommende intentionale Geschehen eines anderen Lebewesens.

Bestimmt man die Relation ‚Tier-Mensch' in dieser Weise unter den Vorgaben der hermeneutischen Interpretation und der Perspektive der Teilnahme, dann hat man die Einsicht der Ethnologie zu berücksichtigen, dass das Zwitterwort „teilnehmende Beobachtung" zweierlei impliziert: Einerseits qua *Teilnahme* das Engagement der Beobachtenden[17] (was sie davor bewahrt, das Forschungsgegenüber zur Sache zu erniedrigen) und andererseits qua *Beobachtung* den

15 H. Jonas, „Laßt uns einen Menschen klonieren" (1974), in: H. Jonas, *Technik, Medizin und Ethik. Praxis des Prinzips Verantwortung*, Frankfurt a. M. 1985, S. 162-203, hier S. 165.

16 J. Dupré, „Gespräche mit Affen. Reflexionen über die wissenschaftliche Erforschung der Sprache", in: D. Perler, M. Wild (Hrsg.), *Der Geist der Tiere*, Frankfurt a. M. 2005, S. 295-322, hier S. 305.

17 Vgl. K.-P. Koepping, „Authentizität als Selbstfindung durch den anderen: Ethnologie zwischen Engagement und Reflexion, zwischen Leben und Wissenschaft",

bleibenden Anspruch auf wissenschaftliche Vergleichbarkeit und Neutralität, was die Beobachtenden vor speziesistischen Einseitigkeiten bewahrt. Ist jedoch die Tierforschung durch diese besondere Interaktionsform zwischen beobachtenden Menschen und beobachtetem Tier bestimmt, dann unterliegt sie einer komplexen Dialektik. Auch Forschende sind Lebewesen, die in einer für Lebewesen typischen Weise in der Welt (ihrer Umwelt) „anwesend" sind. Zugleich ist diese „Anwesenheit" im Kontext einer *wissenschaftlichen* Beschreibung und Interpretation der Welt stets kulturell vermittelt. In dieser Situation befinden sich die beobachtenden Menschen als Forschende „dem Lebendigen gegenüber".[18] Diese Spannung von Nähe und Distanz prägt den Beobachtungsvollzug der Tierforschung. Zugleich ist die Distanznahme zur Welt und den in ihr vorkommenden Lebewesen eine wesentliche Voraussetzung zur Etablierung des kognitiven Rahmens, in dem beobachtende Menschen die für ihr Handeln relevanten normativen Voreinstellungen vornehmen.

Die Dialektik von Distanz und Nähe ist stets auch eine Dialektik von Anerkennung und Unterwerfung der Partner in der Beobachtungsrelation. Nach der Mitspielerkonzeption sind die Beobachtenden stets aktiv involviert. Ihre Beobachtung ist ein aktives Geschehen. Zugleich ist das beobachtete Tier kein passiver Gegenstand der Forschung. Es ist ebenfalls aktiver Partner eines Wechselvollzugs. Unabhängig davon, ob Nähe oder Distanz die Beobachtung bestimmen, ist diese Interaktion zwischen den Partnern der Beobachtung zu berücksichtigen. Für beide Fälle gilt eine Ambivalenz hinsichtlich Anerkennung oder Unterwerfung, die keinesfalls trivial ist: Ebenso wie die naturwissenschaftliche Distanz kann auch allzu große affektive Nähe zum Forschungssubjekt den Prozess der wissenschaftlichen Beobachtung stören oder gar verunmöglichen. Jenseits epistemischer Konsequenzen hat dieses immer auch ethische Implikationen.

Die in allen Forschungshandlungen der Tierforschung präsente Widerständigkeit des ‚Untersuchungsmaterials' Tier besitzt nach Obigem eine Qualität, die die Zuschreibung von aktiver Gegenwirkung nahelegt. Sowohl die Wirkung des beobachtenden Menschen als auch die Gegenwirkung des beobachteten Tieres erzeugen ein

in: H. P. Duerr (Hrsg.), *Authentizität und Betrug in der Ethnologie*, Frankfurt a. M. 1987, S. 7-37, hier S. 29.

18 C. Rehmann-Sutter, *Leben beschreiben. Über Handlungszusammenhänge in der Biologie*, Würzburg 1996, S. 363.

Relationsgefüge von Anerkennung und Unterwerfung. Damit ergeben sich auch Verschiebungen im Netzwerk der Rahmenannahmen, die für die normativen Voreinstellungen zu uns selbst und zu anderen Lebewesen bedeutsam sind, unsere Menschen- und Tierbilder ändern sich. Wenn jede Form der Beobachtung – sei sie distanziert oder teilnehmend – ein Element der Unterwerfung beinhaltet, ja möglicherweise sogar die „Abtötung" des ursprünglichen Phänomens bedeutet (wie es für die Ethnologie Devereux betonte[19]), dann ist dieses nicht nur methodologisch bedeutsam, sondern eben auch ethisch. Die Anwesenheit des beobachtenden Menschen kann einen verändernden Einfluss auf das Verhalten des beobachteten Tieres haben. Das kann in methodischer Hinsicht bedeuten, dass die wissenschaftliche Untersuchung nicht ein ‚natürliches' und ‚unbefangenes' Geschehen, sondern vielmehr ein künstliches experimentelles Erzeugnis erfasst. In ethischer Hinsicht ist diese Änderung vor allem dann bedeutsam, wenn sie so gravierend wird, dass der Eingriff tatsächlich zur Verletzung oder Tötung der beobachteten Tiere führt. Diese besonderen Bedingungen im Bereich des Lebendigen haben die Physiker Bohr und Elsasser[20] unter methodischen Vorzeichen hervorgehoben, indem sie betonten, experimentelle Eingriffe bei Lebewesen hätten eine prinzipielle Grenze, wenn die Lebensfähigkeit erhalten bleiben soll. Diese methodologische Reflexion verweist aber auch auf die Vulnerabilität von Lebewesen und den prekären und wesentlich fragilen Status lebendigen Seins. Sie ist folglich nicht nur theoretisch oder instrumental-praktisch bedeutsam, sondern vor allem ethisch. Dieses ist der Hintergrund von Hans Jonas' Feststellung, biologische Versuche seien stets wirkliche Taten am Original.[21]

Für Humanversuche hat Otfried Höffe auf die Spannung hingewiesen, die sich daraus ergibt, dass die Beobachtenden im Kontext der Wissenschaft die doppelte Rolle als Forschende und Mitmenschen einnehmen.[22] Hans Jonas hat deutlich gemacht, dass bei einer auf Nutzung ausgerichteten technischen Perspektive immer die Gefahr besteht, alle Beobachtungsobjekte umzudeuten und nur noch

19 G. Devereux, *Ethnopsychoanalyse. Die komplementaristische Methode in den Wissenschaften vom Menschen*, Frankfurt a. M. 1978, S. 19.

20 W. M. Elsasser, *Atom and Organism. A new approach to Theoretical Biology*, Princeton 1966, S. 30.

21 H. Jonas, „Laßt uns einen Menschen klonieren", S. 166.

22 O. Höffe, *Politisch-sittliche Diskurse*, Frankfurt a. M. 1981, S. 249.

unter dem Nutzengesichtspunkt zu erfassen. Objekte des Wissens werden als unter-dem-Menschen-stehende Sachen interpretiert.[23] Wenn ein Mensch zum Objekt der Forschung eines anderen Menschen wird, so Kruse,[24] dann unterscheidet sich diese Beziehung wesentlich von allen zwischenmenschlichen Beziehungen des Alltags, die unter den Normen der Reziprozität stehen. Diese Regeln werden in der naturwissenschaftlichen Beobachtung methodisch unterlaufen. Deshalb sind unter ethischen Hinsichten modifizierte Regeln gefordert, die Humanexperimente begleiten und ethisch ‚abfedern'. Für die Tierforschung ist der Aufmerksamkeitsbereich über die Sphäre zwischenmenschlicher Beziehungen hinaus auf Tier-Mensch-Relationen zu erweitern. Auch hier sind die Folgen zu berücksichtigen, die eine Auffassung von Tieren als Sachen und Objekten der Forschung und eine Verleugnung von deren Subjektivität haben kann.[25] Vor allem unter ethischen Vorzeichen wird deshalb erkennbar, wie wichtig die Konzeption des „Mitspielers" sowie die mit ihr verbundene Teilnahme, das Engagement und Sich-zur-Verfügung-Stellen als Korrektur des Ideals einer neutralen und objektiven Beobachtung ist. Damit ist der Fokus der Philosophie der Tierforschung von theoretischen Fragen der methodischen Signatur von Forschungsprogrammen (Bd. 1) in das Feld praktisch-moralischer Fragen überführt (Bd. 2).

Herwig Grimms und *Andreas Aigners* Beitrag ist für die Frage nach den Tier-Mensch-Relationen und die kontextuelle Ausrichtung von besonderer Bedeutung, weil er im Detail die Verschiebungen und Veränderungen rekonstruiert, die die aktuelle Kritik am moralischen Individualismus in der Tierethik zur Folge hat. Diese seit den Ansätzen von Peter Singer und Tom Regan prominente Strömung fordert die moralische Berücksichtigung von Tieren insbesondere in ihrer Qualität als je besondere Individuen und nicht als Mitglieder von Arten und begründet diese Forderung primär in Bezug auf moralisch relevante Eigenschaften der Tiere. Die mit Cora Diamond

23 H. Jonas, *Organismus und Freiheit. Ansätze zu einer philosophischen Biologie*, Göttingen 1973, S. 274.

24 L. Kruse, „Nähe und Distanz. Ethische Probleme der Psychologie", in: H. Lenk (Hrsg.), *Humane Experimente?* München, Paderborn 1985, S. 121-137.

25 Vgl. B. Luke, „Selbstzähmung oder Verwilderung? Für eine nicht-patriarchalische Metaethik der Tierbefreiung", in: F. Schmitz (Hrsg.), *Tierethik*, Berlin 2014, S. 407-444, hier S. 432 ff.

und Mary Midgley einsetzende Kritik am moralischen Individualismus erweist sich in der Rekonstruktion der einzelnen Positionen durch Grimm und Aigner als eine Entwicklung in Richtung auf eine relationale und kontextualistische Tierethik. Nicht nur die Eigenschaften von Tieren, sondern auch die jeweiligen menschlichen Praktiken werden nun für tierethische Entscheidungen relevant; relationsbasierte Gründe sollen die eigenschaftsbasierten ergänzen. Es wird deutlich, dass sich die moralische Bedeutung von tierlichen Eigenschaften im Zuge menschlicher Praxen ergibt. Dieser Wandel markiert letztlich auch einen Übergang von sich als universalisierbar und objektiv verstehenden tierethischen Bestimmungen zu diversifizierten, kontextualisierten und multikriteriellen regionalen Urteilen. Tier-Mensch-Beziehungen und -Differenzen spielen in diesen Debatten auch wegen der gegenseitigen Vorwürfe speziesistischer und anthropomorpher Voreingenommenheit und Fehldeutung eine wichtige Rolle.

Arianna Ferrari liefert einen Überblick über die ethischen Dimensionen experimenteller Tierforschung. Hierzu beleuchtet sie zunächst den Begriff „Tierversuch" im juristisch definierten Sinne des Tierschutzgesetztes mit besonderem Blick auf die darin verankerte Formel der Zufügung von „Schmerzen, Leiden oder Schäden". Anschließend analysiert Ferrari sowohl die institutionell gerechtfertigte Verteidigung der experimentellen Praxis als ethischen und epistemischen Wert, als auch die zunehmende Kritik an Tierversuchen vor dem Hintergrund eines vor allem politisch motivierten Paradigmenwechsels. Vor diesem Hintergrund fordert sie schließlich die kritische Auseinandersetzung mit der methodischen Untersuchung von Tieren auf den Gebieten jenseits der Biomedizin und problematisiert die gängige Anwendung anhand des praxisrelevanten Beispiels der gentechnischen Veränderung von Tieren: Von der Isolierung embryonaler Stammzellen bei Mäusen bis zu Kühen, die ‚menschliche Muttermilch' geben, und ‚Enviropigs', deren Kot weniger Schadstoffe aufweist, als dieses bei nicht-modifizierten Schweinen der Fall ist.

Ute Knierim wendet sich der angewandten Ethologie und der Tierwohlforschung zu und gibt einen Überblick über deren Geschichte, Konzepte und Methoden. Die beiden Disziplinbegriffe überkreuzen sich: Die angewandte Ethologie untersucht Fragen des Verhaltens (insbesondere der proximaten Beeinflussung von Tieren) auch außerhalb des Bereichs der Tierwohlforschung, etwa im Wildtiermanagement, der Schädlingsbekämpfung und der Ver-

haltenstherapie von Heim- und Begleittieren; und die Tierwohlforschung beruft sich nicht nur auf die Verhaltensforschung, sondern auch auf die Physiologie, Pathologie, klinische Tiermedizin, Epidemologie und Genetik. In der Tierwohlforschung geht es darum, wie das Wohlergehen von Tieren (*animal welfare*) eingeschätzt, beeinflusst und verbessert werden kann. Ein Grundproblem dabei ist, wie wir Wissen über die psychischen Zustände und näherhin das Wohlbefinden von Tieren gewinnen können. In der neueren Forschung hat sich hier neben dem Paradigma, dass Informationen über tierliche Befindlichkeiten aus Messgrößen körperlicher Vorgänge abgeleitet werden, ein Ansatz der qualitativen Verhaltensbeurteilung etabliert (Françoise Wemelsfelder), demzufolge das Verhalten des Tieres unmittelbar ausdrückt, wie es sich fühlt. Ein weiteres Grundproblem der Tierwohlforschung betrifft die Unterscheidung und Ordnung verschiedener Facetten und Dimensionen des tierlichen Wohlergehens. Knierim stellt verschiedene Ansätze der Kategorisierung vor. Zwischen diesen Ansätzen bestehe zwar kein grundsätzlicher Dissens, gleichwohl sieht sie in Bezug auf drei von ihr näher ausgeführte Punkte weiteren Diskussionsbedarf: das Problem der „Natürlichkeit", die Tierwohlrelevanz physischer Aspekte und die Gewichtung der verschiedenen Tierwohldimensionen.

Peter Kunzmann legt eine ethische Konzeption von Tieren als „experiencing subjects of a life" (Tom Regan) vor, indem er sich am Begriff des Bedürfnisses orientiert. Dieser Begriff hat eine grundlegende Bedeutung im Deutschen Tierschutzgesetz (§ 2), wo festgelegt ist, dass ein Tier in menschlicher Obhut „seiner Art und seinen Bedürfnissen entsprechend" behandelt werden muss. Das hat weitreichende Implikationen. Denn wer Tieren Bedürfnisse zuspricht, spricht ihnen eine subjektive Innenwelt zu; und wer diese Bedürfnisse als eine Richtgröße für unseren Umgang mit ihnen anerkennt, räumt ein, dass Tiere um ihrer selbst willen Schutz vor bestimmten Behandlungen genießen sollten. Kunzmann arbeitet die philosophischen Grundlagen dieser Implikationen heraus, indem er sich dem Bedürfnisbegriff, dessen Anwendung auf Tiere und allgemein der Frage nach dem Fremdpsychischen zuwendet. In ethischer Hinsicht ist sein Hauptpunkt, dass unerfüllte Bedürfnisse die Lebensqualität mindern und daher in einem weiten Sinn „Leiden" hervorrufen. Seine Argumentation arbeitet mit einer Analogie moralischer Art: Da das, was für mich von intrinsischem Wert ist, moralische Berücksichtigung verdient, ist es auch moralisch bedeutsam, was für ein anderes Tier einen solchen Wert besitzt. Es besteht daher eine

moralische Verpflichtung, die Bedürfnisse der Tiere zu erforschen, um deren Frustrierung vermeiden zu können; und das umso mehr, als Tiere in menschlicher Obhut in höchstem Maße von uns abhängig sind. Abschließend schärft Kunzmann seine Konzeption in der Auseinandersetzung mit den Fragen, ob alle Bedürfnisse der Tiere immer und überall befriedigt werden sollen und ob es legitim ist, die Bedürfnislage von Tieren durch Zucht und Aufzucht zu senken.

Dirk Westerkamp untersucht eine Thematik, die an den Schnittflächen von Tierphilosophie, Ethologie, Sprachphilosophie und Sprach- sowie Kulturwissenschaft angesiedelt ist. Was bedeutet es für vergleichende Studien zu diesem Bereich, so seine Frage, dass zwar Sprechen für verschiedene biologische Arten kennzeichnend ist, neben menschlichen Normalsprachen aber keine Kommunikationsart bekannt ist, die sich zu etwas übersteigt, das mehr als Informationsaustausch ist? Westerkamps Gedankengang lässt sich in drei Schritte gliedern. Erstens wird der Begriff des Sprechens und der Sprache präzisiert. Dabei zeigt sich, dass sich menschliche Normalsprachen durch semiotische bzw. skripturale Differentialität, syntaktische Rekursivität, semantische Reflexivität und pragmatische Inferentialität kennzeichnen lassen. Zweitens unternimmt Westerkamp auf einer empirisch wie philosophisch reichhaltigen Grundlage und mit Blick auf eine Reihe verschiedener Spezies einen Durchgang durch die im weiten Sinne sprachbezogenen Debatten um Mensch und Tier. Drittens erläutert Westerkamp, inwiefern er die Frage nach *dem* oder *den* Unterschied(en) zwischen Mensch und Tier für falsch gestellt hält. Allerdings: Auch wenn es für einen (mit Scheler gesprochen) „natursystematischen" Begriff des Menschen nicht *die* anthropologische Differenz geben könne, bleibe es, wo es um ein Selbstverständnis unserer Gattung und dessen Geschichte geht, sinnvoll, einen kultursystematischen Begriff des Menschen anzunehmen. Westerkamp skizziert diesen Begriff abschließend im Rückgriff auf eine Konzeption kultureller Tatsachen, die es erlaubt, zwischen den kulturellen Sozialformen des Menschen und anderen Formen lebendiger Sozialität zu unterscheiden.

Im Ausgang von Fragestellungen und Befundlagen der kognitiven Ethologie erläutert *Markus Wild* in seinem Beitrag die sich aus dieser Forschung ergebenden philosophischen Fragen. Dazu versteht er unter „Tierphilosophie" eine Disziplin, die sich mit der Natur nichtmenschlicher Tiere und deren Beziehung zu Menschen befasst. Jenseits klassischer Fragen nach Tier-Mensch-Unterschieden (anthropologische Differenz) widmet sich diese Disziplin insbeson-

dere geistigen Fähigkeiten von Tieren sowie ethischen Verpflichtungen ihnen gegenüber. Wild konzentriert sich auf die Dimension des Geistes der Tiere und unterscheidet hier ein methodologisches Interesse der Philosophie an begrifflichen und methodologischen Voraussetzungen der kognitiven Ethologie von einem materiellen Interesse an der Verwendung ethologischer Befunde für genuin philosophische Argumentationen. In methodologischer Hinsicht bedeutsam ist, dass empirische Untersuchungen zur Tierkognition stets im Rahmen von theoretischen Argumenten und Annahmen erfolgen. Man setzt etwa einen anspruchsvollen Begriff der Kognition ein, um das Verhalten von gewissen Tieren zu erklären, womit diese zugleich näher an den Menschen heranrücken. Wild rekonstruiert die wesentlichen Argumente, die für eine solche Begriffsverwendung sprechen und wendet sich dann zentralen methodologischen Problemen der kognitiven Ethologie zu. Zur Bestimmung des materiellen Interesses an empirischen Daten der Verhaltensforschung untersucht Wild schließlich sowohl klassische Positionen des Empirismus von Locke und Hume als auch die aktuellen Ansätze einer naturalisierten Erkenntnistheorie bei Quine und Kornblith.

Hans Werner Ingensiep skizziert in seinem Beitrag vor dem Hintergrund der aktuellen Debatte um Rechte für Menschenaffen, die Entwicklung der kulturhistorischen Betrachtung von Menschenaffen als „Wilden" oder „Monstern" hin zu „Brüdern" und schließlich zu „Personen". Das besondere Verhältnis zwischen Menschen und Menschenaffen wird anhand exemplarischer Stationen und Überlegungen aus wissenschafts- und philosophiehistorischer Sicht nachgezeichnet – von den ersten Entdeckungen und Beobachtungen im 17. Jahrhundert bis zur Entmythologisierung der „Monster" im 20. Jahrhundert – und anschließend aus ethischer und praktischer Perspektive kritisch reflektiert. Insbesondere die Rolle von Beschreibungen, Illustrationen und Inszenierungen für die Konturierung des Affenbildes einer jeweiligen Epoche – und damit rückwirkend stets auch für unser eigenes Selbstverständnis in Annäherung und Abgrenzung zu unseren nächsten Verwandten – wirft hierbei immer wieder die Frage danach auf, was das eigene Menschliche und was das Fremde im Affen ist. Schließlich diskutiert Ingensiep vor dem Hintergrund dieser Wahrnehmungsgeschichte der Menschenaffen, welche Gründe es für die Zuschreibung des Personenstatus von Menschenaffen geben kann und vor allem, welche Konsequenzen sich ergeben, wenn wir sie vollum-

fänglich als „Personen“ im aktuellen, ethisch-rechtlichen Sinn unseres Grundgesetzes betrachten.

Den Band abschließend behandelt *Volker Sommer* diese Frage nach „Menschenaffen als Personen?“ aus der Perspektive des 1993 von Paola Cavalieri und Peter Singer initiierten *Great Ape Project*. Den Kern des Projekts bildet die Forderung nach basalen Rechten für Große Menschenaffen, insbesondere das Recht auf Leben, auf individuelle Freiheit und auf körperliche Autonomie. Sommer verfolgt mit seinem Beitrag die Absicht, diese Forderungen argumentativ zu stärken. Seine Strategie besteht darin, die wichtigsten Einwände gegen die Ziele des *Great Ape Project* zu sammeln und der Reihe nach zurückzuweisen. Dabei unterscheidet er zwischen „konservativen“ und „progressiven“ Einwänden. Bei letzteren handelt es sich um Vorbehalte überzeugter Tierrechtler. Sie bestehen etwa darin, dass die mit dem Projekt angestrebte „Erweiterung der Gemeinschaft der Gleichen“ nicht weit genug reiche oder andere, grundlegendere politische Strategien eingeschlagen werden sollten als das Einfordern individueller Rechte. Wichtiger für Sommers Anliegen ist jedoch die Auseinandersetzung mit den konservativen Einwänden. Aus deren Sicht gehen die Forderungen des *Great Ape Project* zu weit. Sommer unterscheidet insgesamt elf solcher Einwände. In deren Zurückweisung geht er auf die Abgrenzung zum Tierschutz, die Differenz zwischen Grundrechten und „Menschen“-Rechten, die Konzeption des Personbegriffs, Probleme der Rechtsfähigkeit von Menschenaffen sowie der Justiziabilität ihres Verhaltens, Fragen der Prioritätensetzung im Kampf um Rechte, das Dammbruchargument und die Problematik von Großen Menschenaffen in Zoos ein. Auf diese Weise entsteht eine argumentative Übersicht über ethische und politische Maximen, Voraussetzungen und Konsequenzen des *Great Ape Project*.

Herwig Grimm und Andreas Aigner

Der moralische Individualismus in der Tierethik

Maxime, Konsequenzen und Kritik

1. Einleitung

Der moralische Individualismus liefert seit den Anfängen der akademischen Tierethik die dominante Methode, anhand derer der moralische Status nicht-menschlicher Tiere[1] argumentativ begründet wird. Die diesen Gedanken befördernden und für die Tierethik zentralen Namen, Peter Singer und Tom Regan, sind auch heute noch wichtige Referenzpunkte für viele Autoren. Doch die Begründungsfigur des moralischen Individualismus fand bereits früh Kritik durch Cora Diamond und Mary Midgley. Wenngleich auch heute der moralische Individualismus in seinen Weiterentwicklungen noch sehr präsent ist, so bleibt er nicht alternativlos, wie etwa die bleibende Aktualität früher, kritischer Texte zeigt. Ziel und Anspruch dieses Aufsatzes ist, den moralischen Individualismus zu rekonstruieren, unterschiedliche Facetten desselben strukturiert darzustellen und seine Probleme zu erörtern. Einwände gegen den moralischen Individualismus werden anhand verschiedener Gegenpositionen und Erweiterungen illustriert. Der Aufbau der Ausführungen ist dabei so gestaltet, dass zunächst wichtige Positionen innerhalb des moralischen Individualismus sowie daraus resultierende Implikationen erörtert werden (Abschnitt 2). Die im Anschluss diskutierten Alternativen zum moralischen Individualismus dienen als Basis kritischer Kommentare (Abschnitt 3). Daran anknüpfend erfolgt eine Systematisierung der dargestellten Positionen, um die verschiedenen Argumente noch einmal strukturiert zusammenzufassen und in Relation zu setzen (Abschnitt 4).

1 Der Einfachheit und Lesbarkeit halber wird im Folgenden nur mehr die Rede von Tieren anstatt von nicht-menschlichen Tieren sein.